



Auch in St. Moritz suchte Martin Parr 2011 das Klischee - und fand es am Snow Polo World Cup.

MARTIN PARR / MAGNUM

«Das ist meine Antwort auf Propaganda»

Anlässlich der Photo 17 war der berühmte Fotograf Martin Parr in Zürich – und gewährte vorab ein Interview

Herr Parr, es heisst, Sie mögen keine Interviews. Wieso nicht?
Sie langweilen mich. Ich habe schon so viele gegeben. Ich erinnere mich nicht einmal an das Schlechteste.

Was halten Sie von der Schweiz?

Die Schweiz ist unglaublich wohlhabend. Immer wenn ich dort bin, versuche ich möglichst viel auszugeben. Statt zu sparen, versuche ich, den teuersten Ort zu finden. Zürich hat da viel Potenzial.

Sie haben für das Magazin «Du» 2013 die Schweiz porträtiert. Wie gingen Sie dabei vor?

Ich habe nach den Klischees gesucht. Klischees findet man immer. Auch in der Schweiz. Da findet man Würste und Berge.

Aber ist es nicht langweilig, nach Klischees zu suchen?

Ich sehe nicht ein, wieso ich das rechtfertigen muss. Klischees interessieren mich einfach. Sie sind die akkurate Antwort auf Propaganda und Werbung.



«Immer wenn ich in der Schweiz bin, versuche ich möglichst viel auszugeben.»
Martin Parr
Fotograf

Wo finden Sie die Klischees?

Ich gehe immer dahin, wo die meisten Touristen sind. Tourismus ist die grösste Branche der Welt. Dafür geben die Leute ihr Geld aus.

Würden Sie sich als Sozialkritiker bezeichnen?

Ja, absolut.

Was kritisieren Sie?

Ich muss meine Bilder nicht erklären. Dafür mache ich sie ja: damit ich nicht darüber reden muss.

Gleichwohl ist es ein Unterschied, ob

man etwas sagt oder fotografiert. Fotografie ist offener für Interpretation. Nein. Fotografie ist sehr präzise.

Aber gerade Ihre Bilder werden sehr verschieden interpretiert: Manche empfinden sie als sozialkritisch, andere kritisieren, Sie zögen die Personen vor Ihrem Objektiv ins Lächerliche.

Ja, meine Bilder sind zweideutig, wie jedes gute kreative Werk.

Was zeichnet die Fotografie aus?

Es ist ein günstiges Medium. Eine Stimme für alle. Eine demokratische Stimme.

Sind Sie Fotograf geworden, weil Fotografie mehr Zweideutigkeit zulässt?

So habe ich das noch nie gesehen. Ja, das könnte sein. Ich suche das Widersprüchliche. Aber Sie intellektualisieren zu viel.

Dann wechseln wir zur Politik: Was halten Sie als Britin vom Brexit?

Ich bin schockiert! Es ist zu viel Rassismus und Engstirnigkeit in der Luft. Aber in der Schweiz auch. Nur ist die Schweiz reich. Wir sind nicht so reich.

Wie gehen Sie mit Ihrem Erfolg um?

Ich denke nicht darüber nach. Ich bin dankbar für das Privileg, das mir zuteilwird, für das ich aber auch hart gearbeitet habe.

Was war das Harte daran?

Dranzubleiben.

Haben Sie sich jemals überlegt, den Beruf hinzuschmeissen?

Nein! Ich liebe ihn. Mein Beruf ist mein Hobby.

Haben Sie mit Erfolg gerechnet?

Nein. Es ist einfach passiert. Wahrscheinlich genau darum. Hätte ich ihn geplant, wäre er nicht gekommen.

Interview: Katrin Schregenberger

Klischees sind Ausgangspunkte von Martin Parrs Werken

Katrin Schregenberger · Martin Parr ist kein Mann der Worte. Ebenso sieht er sich nicht als Teil einer Elite. Obwohl er einer der bedeutendsten Fotografen der Gegenwart ist, versteht sich der Brite als Aussenseiter. Er fügt sich den gesellschaftlichen Normen nicht. Viel lieber seziiert er die westliche Gesellschaft und ihre sozialen Eigenheiten in seinen Fotografien genussvoll, wenn nicht grausam.

Parr, 64, sitzt in Bristol, wo er schon seit Jahrzehnten mit seiner Frau wohnt, und drückt sich den Telefonhörer ans Ohr. Auch den Konventionen eines Interviews folgt er während unseres Telefonats nicht. Eigentlich, so scheint es, will er gar nicht telefonieren. Er antwortet knapp, nuschelt.

Zwei Tage später wird Parr in Zürich landen und mit dem Taxi zum Hotel Dolder fahren, wo er logiert. Er ist in Zürich, um für die Photo 17 auf der Bühne ein «Autoporträt» zu geben – 45 Jahre Karriere im Überblick. Anders als beim Telefonat wird er dann blendender Laune sein. Die Veranstaltung wird

ein voller Erfolg sein, Parr garantiert durch seinen äusserst trockenen Humor viele Lacher.

Parr fotografiert eine ungeschönte Wirklichkeit. Er fotografiert das, was alle anderen nicht des Speicherplatzes würdig befinden: schlechtes Wetter zum Beispiel. Eines seiner ersten Projekte in den Siebzigern bestand darin, bei Regen zu fotografieren. «Das Wetter ist in Grossbritannien eine nationale Obsession», sagt er in seinem «Autoporträt». Von Beginn weg machte Parr Klischees also zum Ausgangspunkt seiner Werke. Es folgten Themen wie Shopping im Supermarkt, Tupperware-Partys und Thatcher-Wähler – Parr war dezidiert gegen Thatcher. «Fotografie kann auch eine Therapie sein» ist einer seiner liebsten Sätze.

Dann entdeckte Parr das Makro-Objektiv und zoomte «die schrecklichsten Beispiele für britisches Essen» näher heran, als dem Betrachter lieb ist. Ebenso scharf fokussiert er in seinen Bildern auf Runzeln, Poren, Rötungen. Die dargestellten Personen bekommen in seinen

Bildern ihr Fett ab. Für Leute, die sich darüber ärgern, hat er kein Verständnis, wie er in einem Interview einst erklärte: «Es gibt viele Menschen, die sich selbst belügen, wenn sie sagen: Ich sehe auf Fotos nie gut aus. Eigentlich meinen sie: Ich mag mein Aussehen nicht. Das Dumme ist nur, dass sie glauben, der Fotograf sei daran schuld.» Parr demonstriert mit seinen Bildern den schönen Schein gnadenlos. «Propaganda» ist für ihn nicht ein strikt politischer Begriff, sondern umschliesst alles Geschönte. Der Brite ist ein Mann der Widersprüche. Seiner Fotografie will er auf intellektueller Ebene lieber nicht begegnen, wie er im Interview klar macht. Obwohl: So ganz nimmt man ihm das nicht ab. Ihm, der auch als Kurator tätig ist und als Präsident der renommierten Fotoagentur Magnum fungiert. Derselben Agentur, die ihn 1994 nur um ein Haar aufnahm. Doch vielleicht liegt es einfach daran, dass Parr keine Lust dazu hat.

Wenn Parr in der Stimmung ist, darüber zu reden, dann dreht sich seine Kri-

tik häufig um Massenkonsum und Massentourismus. Er versteht sich nicht zuletzt auch als Dokumentarist. «Man sollte das fotografieren, was so normal ist, dass niemand darauf achtet. Denn in zwanzig Jahren ist gerade das Normale völlig anders», sagt er in seinem «Autoporträt». Aber auch hier widerspricht er sich, wenn er am gleichen Abend sagt: «Ich kreierte Fiktion aus der Realität.» Fotografie ist für ihn aber auch ein demokratisches Medium. Kein Wunder: Parr hat die Demokratisierung des Mediums hautnah miterlebt. Er wählte seine Profession just in den Jahrzehnten, in dem die Fotografie zur Kunstform erhoben wurde und gleichzeitig für jedermann erschwinglich wurde: zwischen den 1970er und den 1980er Jahren.

Nach unserem Interview fällt sein Abschied so kurz aus wie seine Antworten. «Tschüss», sagt er und legt auf. Dann widmet er sich einer Tasse Earl Grey. Mit Milch. So will es das Klischee.

Photo 17, bis 10. Januar.

Ein Blick ins Paradies

Kent Nagano und das Tonhalle-Orchester: Messiaens «Eclairs»

THOMAS SCHACHER

Wenn in einem Konzertprogramm Beethovens erstes Klavierkonzert und Messiaens Orchesterwerk «Eclairs sur l'Audela» miteinander kombiniert werden, sind das zwei Welten, die sich zueinander wie Anfang und Ende verhalten. Beethoven begann als 23-Jähriger mit der Komposition seines Konzerts, Messiaen schrieb sein Opus ultimum in den letzten Jahren vor seinem Tod. Mit der Uraufführung des C-Dur-Konzerts führte sich der junge Beethoven in Wien als Komponist und Klaviervirtuose ein. In den «Eclairs», deren New Yorker Uraufführung er nicht mehr erlebte, zog Messiaen die Bilanz seines Lebenswerks. In der Darbietung des Tonhalle-Orchesters Zürich zeigt sich dieser Kontrast auch bei den Interpreten: Solist im Beethoven-Konzert ist der 25-jährige Daniil Trifonov, der damit in der Tonhalle seinen Einstand gibt. Die Zürcher Erstaufführung von «Eclairs» wird vom international profilierten Maestro Kent Nagano geleitet, der seit letzter Saison Generalmusikdirektor an der Staatsoper Hamburg ist.

Betonte Werktreue

Trifonov braucht man nicht mehr vorzustellen, längst ist der Shootingstar in aller Leute Munde. Wer ihn zum ersten Mal hört, muss bis zum dritten Satz warten, um das Erfolgsrezept des Pianisten zu entdecken. In den ersten beiden Sätzen sitzt Trifonov fast unbeweglich vor seinem Flügel und scheint kaum am Geschehen im Orchester teilzunehmen. Keine Extravaganzen, keine Show. Doch dann, wenn er zum Rondo-Thema des dritten Satzes anhebt, erwacht er aus seiner Trance. Und jetzt holt er alles Versäumte nach und versieht den Beethovenischen Solopart mit derart vielen interpretatorischen Zutaten, dass man ihn fast nicht mehr erkennt. Beeindruckend ist das allemal, stilistisch ist es weit über das Ziel hinausgeschossen.

Nicht Selbstverwirklichung, sondern Werktreue ist das Kennzeichen von Naganos Messiaen-Interpretation. Der Dirigent ist dazu in besonderer Weise berufen, hat er doch beim französischen Komponisten studiert und inzwischen dessen gesamtes orchestrales Werk aufgeführt. Fünf Reihen Sitzplätze mussten im grossen Saal der Tonhalle entfernt werden, damit die geforderten 128 Musikerinnen und Musiker auf dem vergrösserten Podium Platz finden. Laut und bedrohlich klingt diese Masse indes nur in zwei der elf Sätze. Etliche Sätze erfordern nur Teile des Orchesters, einige erklingen sogar ausgesprochen langsam und geheimnisvoll.

Grossartige Interpretation

Die Gretchenfrage bei «Eclairs sur l'Audela» ist die nach ihrem religiös-christlichen Gehalt. Man kann das Werk einfach als ein sinfonisches Gebilde rezipieren und sich an den archaisch klingenden Unisoni, den Vogelstimmen, den experimentellen Rhythmen und der originellen Orchestrierung begeistern. Doch Messiaen wollte mit seinen «Streiflichern über das Jenseits» nichts Geringeres als einige Blicke in das Paradies werfen. Die Satzüberschriften spielen auf die «Geheime Offenbarung» und andere Bibelstellen an. «Ich stellte mir vor», sagte der Komponist kurz vor seinem Tod, «dass ich vor einem Vorhang stünde, in der Dunkelheit, neugierig auf das, was dahinter liegt: Auferstehung, Ewigkeit, das andere Leben.»

Mit sechzig Minuten liegt Naganos Aufführungsdauer fünfzehn Minuten unter derjenigen der Einspielung von Sylvain Cambreling mit dem SWR-Symphonicorchester. Nicht Mystifizierung ist das Ziel von Naganos Zürcher Aufführung, sondern eine eher sachliche, die Gegensätze klar herausstellende Deutung, die aber gerade dadurch unter die Haut geht. Und das Tonhalle-Orchester hat mit seiner grossartigen Interpretation einen Markstein in seiner Geschichte gesetzt.